

Feminismus/Gender Studies

Flaake, Karin

2006

<https://doi.org/10.25595/386>

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Flaake, Karin: *Feminismus/Gender Studies*, in: Lohmann, Hans-Martin; Pfeiffer, Joachim (Hrsg.): *Freud-Handbuch. Leben - Werk - Wirkung* (Stuttgart: J.B. Metzler, 2006), 383-395. DOI: <https://doi.org/10.25595/386>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Herausgegeben
von Hans-Martin
Lohmann und
Joachim Pfeiffer

Freud- Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Mit freundlicher Förderung durch Ulrike Crespo
und die Ursula Ströher Stiftung, Basel.

Die Herausgeber:

Hans-Martin Lohmann ist freier Publizist, ehem.
Chefredakteur der Zeitschrift »Psyche«;
zahlreiche Publikationen zu Freud.

Joachim Pfeiffer ist Professor für Neuere deutsche
Literatur und Literaturdidaktik an der Pädagogischen
Hochschule Freiburg; Mitherausgeber
des »Jahrbuchs Literatur und Psychoanalyse«.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem
und alterungsbeständigem Papier

ISBN-13: 978-3-476-01896-0

ISBN-10: 3-476-01896-2

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmun-
gen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

© 2006 J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Willy Löffelhardt,
unter Verwendung einer Abbildung
von © Sigmund Freud Copyrights Ltd., London
Satz: Typomedia GmbH, Ostfildern
Druck und Bindung: Ebner + Spiegel GmbH, Ulm

Printed in Germany
März/2006

Verlag J. B. Metzler Stuttgart · Weimar

10. Feminismus/Gender Studies

Phasen der Rezeption und Wirkungsgeschichte

Die Beziehung zwischen Psychoanalyse und Feminismus ist durch unterschiedliche Phasen gekennzeichnet:

- Zu Beginn der Frauenbewegung Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre wurden Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität heftig kritisiert, von einigen wenigen Theoretikerinnen aber auch in differenzierterer Weise rezipiert.
- In der zweiten Hälfte der 1970er bis Anfang der 1990er Jahre war die Beziehung zwischen Feminismus und Psychoanalyse – insbesondere in ihrer objektbeziehungstheoretischen Weiterentwicklung und ihrer Lacanschen Reformulierung – geprägt von einem Verhältnis wechselseitiger Bereicherung.
- Seit den 1990er Jahren hat die Psychoanalyse an Bedeutung für feministische Diskussionen verloren. Ins Zentrum rückten dekonstruktivistische theoretische Ansätze, in denen Zweigeschlechtlichkeit als sozial hergestelltes, nicht aber biologisch verankertes Phänomen verstanden und die Nähe der Psychoanalyse zur geschlechtlichen Körperlichkeit damit als obsolet begriffen wurde. Dennoch hat es weiterhin eine Reihe auch an Freudsche Annahmen anknüpfende psychoanalytische Forschungen unter einer Geschlechterperspektive gegeben, die einzelne Aspekte der Entwicklung von Mädchen und vereinzelt auch von Jungen zum Thema hatten. Sie bewegen sich jedoch eher am Rand aktueller Diskussionen der Frauen- und Geschlechterforschung.

Freuds Weiblichkeitstheorie als Provokation für den Feminismus

Feministische Diskussionen zu Beginn der Frauenbewegung Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre haben sich – soweit sie auf die Psychoanalyse Bezug genommen haben – insbesondere entzündet an

Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität, die als Festschreibung der Minderwertigkeit von Frauen über anatomische und damit unveränderbare Gegebenheiten verstanden wurden. Schon Simone de Beauvoir setzte sich in ihrem in der Frauenbewegung breit rezipierten Werk *Das andere Geschlecht* mit der Freudschen Psychoanalyse auseinander. Sie fand darin »gewisse fruchtbare Ideen« (Beauvoir 1949/1951, 60), kritisierte jedoch die den Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität zugrundeliegende Orientierung am Modell des Mannes und die darin enthaltene Entwertung der Frau. Ähnlich stand in anderen feministischen Argumentationen die Ablehnung von Formulierungen Freuds im Zentrum, in denen er von einer »organischen Minderwertigkeit« (GW XIV, 524) des kleinen Mädchens spricht, vom fehlenden Penis als einem organischen »Defekt« (526), der die »Tatsache der Kastration« (522) anzeigt, den Penisneid von Mädchen und Frauen begründet und Auslöser für Entwicklungsprozesse ist, die hinführen zu einer Weiblichkeit, die sich bestimmt über die Anerkennung der »Überlegenheit des Mannes« (522) und der entsprechenden »Entwertung« des eigenen Geschlechts (526), über Passivität und das Angewiesensein auf narzißtische Bestätigung durch den Mann. In solchen Formulierungen wurde der Versuch einer Legitimierung der gesellschaftlichen Vorherrschaft der Männer und Unterdrückung der Frauen auf der Basis biologischer Gegebenheiten gesehen. So kritisierten US-amerikanische Feministinnen wie Kate Millett (1969/1971) und Shulamith Firestone (1970/1975) in ihren auch in der deutschsprachigen Frauenbewegung breit rezipierten Publikationen die Psychoanalyse als ideologisches Gedankengebäude einer sexuellen Gegenrevolution und als Instrument erneuter Frauenunterdrückung. In eine ähnliche Richtung zielte die Kritik von Betty Friedan in einer damals ebenfalls bedeutsamen Veröffentlichung: »Der Weiblichkeitswahn schöpfte seine Kraft aus dem Freudschen Denken« (Friedan 1963/1970, 68).

In der Vehemenz der Kritik an der Freudschen

Weiblichkeitstheorie und ihrem polemischen Grundton zeigt sich das emotionale Engagement, mit dem Feministinnen zu dieser Zeit gegen gesellschaftliche Verhältnisse kämpften, als deren Zentrum die Unterdrückung der Frau durch den Mann gesehen wurde. Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität wurden in diesem Zusammenhang als Prototyp einer Position angegriffen, die die bestehenden Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern durch einen Rückbezug auf Naturhaftes und damit unveränderbare Gegebenheiten zu rechtfertigen und festzuschreiben versucht, die die »Inferiorität der Frau als eine gottgegebene, unabänderliche Tatsache« (ebd., 77) ansieht. Daher ging es in dieser Kritik weniger um eine differenzierte Auseinandersetzung mit Freuds theoretischen Annahmen, sondern primär um geschlechterpolitisch motivierte Argumentationen im Namen einer sich als unterdrückt verstehenden Gruppe.

Es gab jedoch auch eine feministisch orientierte Kritik an der undifferenzierten Rezeption der Freudschen theoretischen Annahmen durch die Frauenbewegung. So betonten Juliet Mitchell, eine in England lebende Feministin, deren Publikation *Psychoanalyse und Feminismus* (1974/1976) auch in der Bundesrepublik Deutschland rezipiert wurde, und Carol Hagemann-White (1979), Soziologin und Aktivistin der westdeutschen Frauenbewegung, die produktiven Potentiale der Freudschen Psychoanalyse für feministische Positionen. Mitchell wies darauf hin, daß Freuds Analysen durch entsprechende uneindeutige Formulierungen zwar als Rechtfertigung der Minderwertigkeit von Frauen mißverstanden werden können, ihre Bedeutung aber darin zu sehen sei, daß die psychische Verankerung frauenunterdrückender Verhältnisse in Frauen und Männern analysiert wird. Die von Freud beschriebenen Wege der Entwicklung von Mädchen und Frauen werden verstanden als gesellschaftlich nahegelegte Sozialisationsprozesse unter Bedingungen von »patriarchalischen Gesellschaften«, d.h. Gesellschaften, die auf der Vorherrschaft der Männer und Zweitrangigkeit der Frauen beruhen. Ähnlich argumentierte Hagemann-White in einem 1975 in Berlin gehaltenen Vortrag, in dem sie ihre Zugehörigkeit zur autonomen Frauenbewegung mit ihren psychoanalytisch orientierten Erkenntnisinteressen zu verbinden versuchte (Hagemann-White 1979, 8). Hagemann-White betonte die Bedeutung, die die Annahme eines Unbewußten, d.h. einer Dimension menschlichen Verhaltens und Handelns jenseits intentionaler und rationaler Erwägungen, für das Verstehen von auf Ungleichheit beruhenden Geschlechterverhältnissen hat. Das Produktive der

Freudschen Psychoanalyse besteht für sie darin, einen methodischen Zugang zur Geschichte unterdrückter Bedürfnisse (ebd., 85) zu eröffnen, der es ermöglicht, auch die Ebene der Sehnsüchte, Ängste und Phantasien einzubeziehen. Damit wird ein Wunscheservoir thematisierbar, das ebenso auf Befreiung von männlicher Vorherrschaft abzielende Elemente enthält wie solche, die eine Bindung an entsprechende Verhältnisse – z.B. eine »Anziehungskraft der Männergewalt« (ebd., 79) – implizieren.

Diese positive Rezeption der Spezifika der Freudschen Psychoanalyse durch feministisch orientierte Wissenschaftlerinnen bereitete den Boden für eine systematische Reformulierung seiner Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität im Kontext der in den 1970er Jahren sich zunehmend etablierenden universitären bzw. wissenschaftsbezogenen Frauenforschung und Frauenbewegung.

Reformulierungen der Annahmen zu weiblicher Sexualität und geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen aus feministischer Perspektive in der zweiten Hälfte der 1970er und den 80er Jahren

Gemeinsamkeiten der Positionen

Schon in den 1920er und 1930er Jahren stießen Freuds Annahmen zur weiblichen Sexualität insbesondere bei Psychoanalytikerinnen wie Karen Horney und Melanie Klein auf Widerspruch, eine systematischere Neuformulierung von geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen aus psychoanalytischer und zugleich frauenbezogener Sicht erfolgte jedoch erst im Kontext feministischer Diskussionen, die im Gefolge der Frauenbewegung in der zweiten Hälfte der 1970er und Anfang der 1980er Jahre an Bedeutung gewannen. Entscheidende Anstöße dazu gaben in Deutschland insbesondere die Übersetzung des von der französischen Psychoanalytikerin Janine Chasseguet-Smirgel herausgegebenen Aufsatzbandes *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität* (1964/1974), in dem vorsichtige Reformulierungen der Freudschen Weiblichkeitstheorie vorgenommen wurden, dann die sich ebenfalls kritisch mit psychoanalytischen Weiblichkeitsvorstellungen auseinandersetzenden Analysen von Psychoanalytikerinnen wie Margarete Mitscherlich (1975, 1978) und Marina Gaboroff (1984) sowie die umfassende Studie der Kultur- und Religionswissenschaftlerin Renate Schlesier (1981). Schlesier wendet die von Freud entwickelten Konzepte der Verdrängung, des Unbewußten und der Mythologie sowie die von ihm begründeten metho-

dischen Verfahren auf seine eigene Weiblichkeitskonstruktion an und zeigt die Ambivalenz dieser Konstruktion: In ihr sind Entmythologisierung und damit Aufklärung gleichermaßen enthalten wie eine Remythologisierung, die insbesondere ihren Ausdruck findet im Kastrationsmodell der Weiblichkeit, das von Freud nicht weiter auf verdrängte Inhalte befragt wurde. Für Schlesier ist die »Kehrseite des Weiblichkeitstabus, das in Freuds entsexualisierender Bestimmung der Weiblichkeit zum Ausdruck kommt« (ebd., 12), eine »Vergöttlichung der Weiblichkeit« (ebd.) und damit eine erneute Mythologisierung. Schlesiers Studie war insbesondere bedeutsam für Frauen, die – entweder therapeutisch oder wissenschaftlich – mit den Mitteln der Psychoanalyse arbeiteten und dem Stand der Diskussion zur weiblichen Sexualität und Entwicklung unzufrieden waren.

In der deutschsprachigen feministischen Bewegung hatten die von den amerikanischen Sozialwissenschaftlerinnen Nancy Chodorow (1978/1985) und Dorothy Dinnerstein (1976/1979) entwickelten theoretischen Ansätze zu geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen eine größere Bedeutung. Diese Studien argumentieren wesentlich auf der Basis einer objektbeziehungstheoretischen – d.h. frühe Beziehungsmuster einbeziehenden – Weiterentwicklung psychoanalytischer Ansätze zur Untersuchung individueller Entwicklungen. Ein anderer wesentlicher Diskussionsstrang bezog sich auf eine feministische Weiterentwicklung der Lacanschen Reformulierung der Freudischen Psychoanalyse durch französische Theoretikerinnen, z.B. Luce Irigaray, Hélène Cixous und Julia Kristeva.

In der zweiten Hälfte der 1970er bis zum Beginn der 1990er Jahre war die Beziehung zwischen Feminismus und Psychoanalyse auf der Basis dieser beiden Argumentationsrichtungen geprägt von einem Verhältnis wechselseitiger Bereicherung. Sowohl in frauenbewegten universitären und wissenschaftlichen Diskussionen als auch einer sich als feministisch verstehenden Psychoanalyse waren differenztheoretische Sichtweisen von Bedeutung: Ausgehend von der Notwendigkeit, Frauen und für Frauen Spezifisches innerhalb einer traditionell von männlichen Definitionen und Denkweisen geprägten wissenschaftlichen Forschung und Theoriebildung überhaupt erst einmal sichtbar und als Nichtdefizitäres deutlich zu machen, galt das Erkenntnisinteresse vor allem den Differenzen zwischen Frauen und Männern, insbesondere auch den Unterschieden in den subjektiven Orientierungs- und Verhaltensmustern. Auf dieser Basis gab es – trotz aller theoretischen Unterschiede – eine

Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen den beiden zentralen Diskussionssträngen innerhalb der feministischen Psychoanalyse, den objektbeziehungstheoretisch argumentierenden und den an einer kritischen Reformulierung der Lacanschen Psychoanalyse orientierten Ansätzen:

- Differenz- statt Defizitperspektive: Es wurden Unterschiede zwischen den Geschlechtern herausgearbeitet, ohne dabei eine Seite als defizitär oder überlegen bewerten zu wollen. Für Frauen typische Entwicklungen und damit verbundene Orientierungs- und Verhaltensmuster wurden nicht mehr – wie es bei Freud und in vielen anderen psychoanalytischen Studien der Fall war – an denen der Männer gemessen und vor diesem Hintergrund als abweichend charakterisiert, sondern in ihrer Andersartigkeit, ihren eigenen Bedeutunggehalten und Regelmäßigkeiten beschrieben.
- Systematische Berücksichtigung früher Entwicklungen für beide Geschlechter: Die frühe Mutter-Kind-Beziehung rückte stärker in den Mittelpunkt psychoanalytischen Interesses und damit die große Bedeutung von Frauen und die besondere affektive Qualität ihrer Beziehung zum Kind.
- Komplementaritätsperspektive: Für Frauen und für Männer typische Orientierungs- und Verhaltensmuster wurden nicht als voneinander unabhängig gesehen, sondern als systematisch aufeinander bezogen und miteinander verwoben. Sie wurden verstanden als Ausdruck eines Geschlechterarrangements, in dem Zusammengehöriges auseinandergerissen und auf unterschiedliche Geschlechter verteilt wird und beide Geschlechter auf diese Weise aufeinander angewiesen und voneinander abhängig sind.
- Sozialer Bezug: Für Frauen und für Männer typische Entwicklungsverläufe und Muster von Identität wurden verstanden als Ergebnis konkreter gesellschaftlicher Verhältnisse, die Resultat historischer Entwicklungen und damit auch veränderbar sind.

Objektbeziehungstheoretische Ansätze zu geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen

Grundlegend für viele differenztheoretisch orientierte Studien der Frauenforschung war die objektbeziehungstheoretisch orientierte Untersuchung von Nancy Chodorow *Das Erbe der Mütter* (1978/1985). Es war die erste und ausführlichste Studie zu geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen sowie entsprechenden Mustern von Identität. Chodorow

bezieht sich positiv auf Freuds Annahme eines Unbewußten, der Bedeutung von Wünschen, Ängsten und Phantasien, die eine eigene innerpsychische Welt schaffen, die nicht umstandslos als Widerspiegelung äußerer Verhältnisse zu verstehen ist. Sie hält jedoch eine Ergänzung der Freudschen triebtheoretischen Argumentationen durch die Einbeziehung der Qualität der Beziehung zu den frühen Bezugspersonen für notwendig, um die Komplexität individueller Entwicklungsprozesse beschreiben zu können. Sie grenzt sich dabei nicht von Freudschen Annahmen ab, sondern sieht die Möglichkeit einer Vermittlung beider Positionen. In ihrem theoretischen Ansatz »finden sowohl Triebe als auch soziale Beziehungen Platz« (ebd., 66).

Wie in objektbeziehungstheoretischen Argumentationen generell stehen dann jedoch Aspekte der frühen Beziehungsmuster im Zentrum. Ausgangspunkt der Studie ist eine frauenpolitische Frage: Die Frage nach den Ursachen der Stabilität einer Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, in der Frauen zuständig sind für die Betreuung der Kinder und genereller für »Gefühlsarbeit«, also für emotionale Unterstützung und Zuwendung, während Männern vermeintlich von Rationalität dominierte Bereiche – wie der öffentlich sichtbaren Einflußnahme – zugeordnet bleiben. Diese Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist – so die Annahme – deshalb so stabil, weil sie tief in den psychischen Strukturen von Frauen und Männern verankert ist.

Im Zentrum des Interesses steht eine Analyse dieser psychischen Verankerung und der Möglichkeiten einer Veränderung. Die Argumentationslinie der Studie läßt sich vereinfachend so darstellen: Eine bestimmte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern legt für Mädchen und Jungen differierende Entwicklungsprozesse nahe, die unterschiedliche psychische Strukturen zur Folge haben, die es wiederum wahrscheinlich machen, daß später beide – Frauen und Männer – die Aufgaben im Geschlechterarrangement übernehmen, die traditionell für sie vorgesehen sind. Als zentrales, die Sozialisationsprozesse von Mädchen und Jungen strukturierendes Prinzip wird die Tatsache gesehen, daß es unter gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen Frauen sind, die für die Betreuung ihrer Kinder in den ersten Lebensmonaten und -jahren zuständig sind: Die damit verbundene Gleichgeschlechtlichkeit zwischen Mutter und Tochter und unterschiedliche Geschlechtlichkeit zwischen Mutter und Sohn schafft – unabhängig von den Intentionen und Erziehungsvorstellungen der Mütter – strukturell unterschiedliche Bedingungen für die Entwicklungsprozesse von Mädchen und Jungen. Die

dem entsprechenden psychischen Strukturen – für Frauen spezifische, die auf Verbundenheit mit anderen beruhen, und für Männer typische, die auf Trennung, Abgrenzung und Distanzierung basieren – sind dann wieder genau jene, die den traditionellen Aufgabenverteilungen zwischen den Geschlechtern entsprechen. Um diesen Kreislauf der Stabilisierung bestehender Verhältnisse aufzulösen, müssen sich – so die Veränderungsperspektive, die von vielen psychoanalytisch orientierten Studien dieser Zeit geteilt wurde – Männer und Frauen gleichermaßen an der frühen Betreuung und Versorgung ihrer Kinder beteiligen, so daß Mädchen und Jungen ihre ersten Beziehungserfahrungen ebenso mit Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts machen. Erst dann wird die Möglichkeit als gegeben gesehen, die Polarisierung der Geschlechtscharaktere – die Verkörperung von Nähebedürfnissen und Abhängigkeitswünschen in den Frauen und die von Wünschen nach Distanz und Autonomie in den Männern – aufzuheben und beiden Geschlechtern weniger vereinseitigte Entwicklungen zu eröffnen (vgl. Dinnerstein 1976/1979; Schmauch 1987).

Während die Untersuchung von Chodorow in feministischen Diskussionen große Bedeutung hatte, wurde eine andere Studie, die ebenso – allerdings weniger umfassend und differenziert – auf eine Analyse der Reproduktion bestehender Geschlechterverhältnisse zielte und ähnliche Veränderungsperspektiven entwarf, außerhalb frauenbewegter Zusammenhänge populärer: die unter dem Titel *Jokastes' Kinder* (1980/1984) veröffentlichte Untersuchung der französischen Psychoanalytikerin Christiane Olivier. Olivier grenzt sich nachdrücklich von Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität ab, die für sie eine wissenschaftliche Fundierung der Ungänglichkeit einer Minderwertigkeit der Frau darstellen (ebd., 19). Dagegen setzt sie – ähnlich wie Chodorow – die Bedeutung früher Beziehungsmuster. Während Chodorow jedoch von einem prinzipiell positiven Verhältnis zwischen Mutter und Tochter ausgeht, ist diese Beziehung für Olivier geprägt durch einen Mangel: Die Kraft des sexuellen Begehrens – so die zentrale Annahme – läßt nur den Sohn für die Mutter zum narzißtisch hochgeschätzten Objekt werden, die Tochter dagegen erfährt keine entsprechende Wertschätzung. Die Mutter kann ihr kein Lustempfinden gegenüber ihrem Körper vermitteln, und vom Vater gehen ebenfalls keine entsprechenden Impulse aus, da er nicht an der frühen Versorgung und Betreuung seiner Tochter beteiligt ist und sie deshalb ohne sein Begehren bleibt. Die Folge ist nach Olivier ein Gefühl der Leere und der unstillbare Hunger

nach Liebe, der Frauen lebenslang davon abhängig macht, für Männer ein begehrenswertes Objekt zu sein.

Diese ganz unterschiedlichen Argumentationsrichtungen in den Studien von Chodorow und Olivier – die beide psychoanalytisch orientiert sind und ähnliche Ziele verfolgen – machen die Problematik von Analysen deutlich, die mit dem Anspruch auftreten, Aussagen für ›die Frauen‹ und ›die Männer‹ machen zu wollen. Beide Autorinnen scheinen in ihren Studien jeweils unterschiedliche Gruppen von Frauen vor Augen gehabt zu haben: Chodorow – entsprechend ihrem feministischen Engagement – Frauen, die ihr eigenes Geschlecht und damit auch ihre Töchter positiv besetzen können, Olivier dagegen Frauen, für die Weiblichkeit entwertet und Männlichkeit idealisiert ist.

Diese Studie von Chodorow gab – trotz der für differenztheoretische Untersuchungen typischen, die Polarisierung der Geschlechter festschreibenden Verallgemeinerung von Aussagen auf ›die Frauen‹ und ›die Männer‹ – wichtige Impulse für eine Analyse der strukturellen Bedingungen der Sozialisation der Geschlechter unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen. Zugleich wurde jedoch die Notwendigkeit differenzierterer Perspektiven deutlich, insbesondere bezogen auf

- eine Sichtweise auf Mütter, die konkrete Lebensbedingungen, Familienkonstellationen und mit dem Kind verbundene Phantasien, Wünsche und Ängste einbezieht und auf diese Weise Unterschiedlichkeiten stärker berücksichtigt,
- eine systematischere Einbeziehung auch der Väter – die für Chodorow lediglich ›emotional sekundär‹ waren – in die Analysen,
- eine Untersuchung auch sexueller Entwicklungen, die von Chodorow aufgrund des von ihr vertretenen, sich auf frühe Beziehungsmuster konzentrierenden objektbeziehungstheoretischen Ansatzes kein Thema waren,
- eine stärkere Berücksichtigung von Widersprüchlichem und Ambivalentem in Entwicklungen von Mädchen und Jungen.

Diese eine Geschlechterperspektive in der Psychoanalyse differenzierenden Momente wurden in späteren Arbeiten mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung wieder aufgegriffen.

Feministische Argumentationen im Kontext der Lacanschen Reformulierung der Freudschen Psychoanalyse

Ebenso wie die objektbeziehungstheoretisch argumentierenden Feministinnen hatten die an einer Reformulierung der Lacanschen Psychoanalyse orientierten Theoretikerinnen das Interesse, gegen die Definition der Frau als Mängelwesen das Sichtbarwerden eines eigenen Weiblichen zu setzen. Sie argumentieren auf der Basis der strukturalistischen Interpretation der Psychoanalyse durch Jacques Lacan und stellen dementsprechend die Bedeutung der symbolischen Ordnung, der Sprache und der Diskurse in den Vordergrund. Anders als in den objektbeziehungstheoretisch argumentierenden Ansätzen geht es weniger um das Nachzeichnen individueller und geschlechtsspezifischer Entwicklungen, als vielmehr um die Aufklärung über kulturelle Definitions- und Konstruktionsprinzipien, die als konstitutiv angesehen werden für die Kategorien ›Frau‹ und ›Mann‹ als den Einzelnen übergeordnete Struktur. Ausgespart bleiben in dieser Argumentationsrichtung jene Prozesse, über die die symbolische Ordnung und die Diskurse individuelle Entwicklungen gestalten (zu den Unterschieden und den Möglichkeiten einer Verknüpfung beider Positionen vgl. Liebsch 1994). Eine solche strukturalistisch orientierte feministische Rezeption und Reformulierung der Psychoanalyse war in den 1970er und 1980er Jahren insbesondere in Frankreich von großer Bedeutung, sie hat jedoch auch angloamerikanische Diskussionen stark geprägt und wurde in der westdeutschen Frauenbewegung und Frauenforschung breit rezipiert. Insbesondere hat sie in philosophischen, kultur- und literaturwissenschaftlichen Diskussionen Bedeutung gehabt.

Von besonderer Relevanz waren dabei zunächst die Publikationen der französischen Psychoanalytikerin und Philosophin Luce Irigaray, z. B. *Speculum* (1974/1980), *Das Geschlecht das nicht eins ist* (1977/1979) und *Die Ethik der sexuellen Differenz* (1984/1991). Ausgangspunkt der Argumentation von Irigaray war eine Kritik an der abendländischen Philosophie und insbesondere auch an Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung und Sexualität. Die darin enthaltenen Defizitbeschreibungen machen es – so Irigaray – unmöglich, Frauen als zweites eigenständiges Geschlecht überhaupt wahrzunehmen. Indem weibliche Existenz nur als Mangel von Qualitäten begrifflich gefasst ist, wird Weiblichkeit als Spiegelfunktion zum Mann konstruiert. In der symbolischen Ordnung existiert die Frau als eigenständige nicht, sie kann

sich sprachlich nicht repräsentieren, damit gibt es auch keine sexuelle Differenz. Zunächst ist es nicht Irigarays Intention, diese Leerstelle Freuds zu füllen und ein Modell eigenständiger Weiblichkeit zu entwickeln, denn die patriarchale Dominanz in Sprache und Kultur wird für alles durchdringend und so unentrinnbar gehalten, daß jede Beschreibung dessen, was ›Frau‹ ist, einer männlich definierten Festschreibung gleichkäme. Irigaray setzt dagegen auf die Effekte eines parodierenden Nachahmens des um den Phallus als Symbol männlicher Macht zentrierten Diskurses, eines spielerischen und verwirrenden Umgangs mit dem Diskurs, durch den Zwischenräume und Verschiebungen in den Bedeutungen erscheinen können. Sie betont das ›Noch-Nicht‹ des weiblichen Seins (Irigaray 1974/1980; 1977/1979). Dennoch sind in Irigarays Schriften – und in den späteren immer deutlicher – Bestimmungen dessen enthalten, was das Eigene und Andere der Weiblichkeit ist. Dabei haben die besonderen Qualitäten eines weiblichen Begehrens und der Mutter-Tochter-Beziehung eine besondere Bedeutung. Gegen das bedeutungs- und machterleihende Symbol des Phallus setzt sie eine in der weiblichen Morphologie – den sich berührenden Schamlippen – verankerte besondere weibliche Lust, die umfassend, autoerotisch und vielfältig ist (Irigaray 1977/1979). Der in der patriarchalischen symbolischen Ordnung, insbesondere der Sprache, dem Recht und der Religion verankerten männlichen Genealogie setzt Irigaray eine in der Mutter-Tochter-Beziehung begründete weibliche Genealogie entgegen. Der frühen Mutter-Tochter-Beziehung mit ihren lebensbestätigenden Elementen der Pflege, der Reziprozität und der Rücksichtnahme, die in der symbolischen Ordnung und damit auch psychoanalytischen Diskursen nicht repräsentiert ist, wird eine transformierende Kraft zugesprochen, der auf Identifikationen beruhenden Beziehung zwischen Mutter und Tochter und genereller zwischen Frauen untereinander ein die um den Phallus zentrierte symbolische Ordnung erodierendes Potential (Irigaray 1989).

Die in solchen Bestimmungen enthaltene Idealisierung des Weiblichen wurde in feministischen Diskussionen – ebenso wie Irigarays Tendenz zu biologistischen und essentialistischen Bestimmungen – zunehmend kritisiert. Sie hatten jedoch in der Anfangsphase der Frauenbewegung – ebenso wie andere differenztheoretische Ansätze – durch ihr positives Verständnis des weiblichen Körpers, der weiblichen Sexualität, der Mutter-Tochter-Beziehung sowie von Frauenbeziehungen generell eine wichtige frauenpolitische Bedeutung: Durch den Bezug auf ein positives Eigenes, das vom ›Männlichen‹ deutlich unter-

schieden ist, wurde eine Formulierung der Gemeinsamkeit aller Frauen möglich, die die Basis sein konnte für die Herausbildung eines politischen Subjekts ›wir Frauen‹.

Weniger eine in diesem Sinne frauenpolitische als eine literaturwissenschaftliche Bedeutung hatten die Analysen der französischen Literaturwissenschaftlerin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva und von Hélène Cixous, einer ebenfalls in Frankreich lebenden Literaturwissenschaftlerin und Literatin. Kristeva verbindet kulturgeschichtliche, literaturtheoretische und linguistische Fragestellungen – orientiert an einer poststrukturalistischen Texttheorie – mit psychoanalytischen, an Lacan orientierten Annahmen. Zwar hatte sie ein distanzierteres Verhältnis zur feministischen Theorie und Bewegung, ihre Texte wurden jedoch insbesondere in literaturwissenschaftlichen feministischen Zusammenhängen – mehr im angloamerikanischen als im deutschsprachigen Raum – rezipiert und diskutiert (vgl. Liebsch 1994, 142). Mit Lacan geht Kristeva davon aus, daß jede sprachliche Bezeichnung durch das ›Gesetz des Vaters‹ und damit der Bedeutungsdominanz des Phallus gekennzeichnet ist, so daß Weibliches sprachlich nicht repräsentiert und repräsentierbar ist. Mit Lacan teilt sie auch die Annahme, daß Voraussetzung für die kulturelle Entstehung von Bedeutung die Verdrängung der ersten Beziehung zum Körper der Mutter ist. Anders als Lacan nimmt sie jedoch an, daß die frühe Mutter-Kind-Beziehung eine spezifische Sprachform hervorbringt, die auch im Erwachsenenalter neben der Dimension sprachlicher Symbolik erhalten bleibt, aber unbewußt ist: das Semiologische, das Vorsprachliche, unmittelbar Sinnesbezogene, das mit den »Primärvorgängen« (Kristeva 1978/1974, 36) verbundene Prozesse der Sinnggebung umfaßt.

Semiotisches und Symbolisches stehen für Kristeva im Prozeß der Sinnggebung in einer dynamischen Beziehung zueinander, dem Semiotischen wird dabei eine subversive Kraft zugesprochen, da es die Sinnsetzungen des auf die dominante sprachliche Ordnung bezogenen Symbolischen durchkreuzt und destabilisiert. Entsprechende Prozesse werden an literarischen Texten aufgezeigt. Ebenso wie andere Theoretikerinnen, die feministische mit psychoanalytischen Ansätzen verbinden, unternimmt Kristeva mit der Konzeptualisierung eines aus der frühen Beziehung der Mutter zum Kind stammenden eigenen Systems der Sinnggebung den Versuch, gegen die Sichtweise auf Frauen als Mängelwesen die positive Bedeutung des Weiblichen in psychoanalytische Konzepte einzubringen.

Eine ähnliche Intention verfolgte Hélène Cixous (1975/1976a; 1974/1976b). Auch sie betont die große Bedeutung der Beziehung der Mutter zu ihrem Kind, insbesondere auch den körperlichen Aspekt, der für sie Ursprung des Schreibens ist. Der durch die phallische Ordnung geprägten ›männlichen Ökonomie‹, die gemäß binärer und hierarchischer Oppositionen strukturiert ist, setzt sie eine ›weibliche libidinöse Ökonomie‹ entgegen, die alogisch, lebendig, beweglich und uneigennützig ist und ohne Selbstverlust zu geben vermag. Ihre Utopie ist das kreative Ausleben einer für jede Person konstitutiven Bisexualität, deren Annahme sie mit Freud teilt. Darin werden beide Ökonomien miteinander verbunden. Auch wenn als weiblich und als männlich kategorisierte ›Ökonomien‹ für Cixous prinzipiell bei beiden Geschlechtern auftreten können, ist in diesem Ansatz die Idealisierung des Weiblichen, die in allen differenztheoretischen Konzepten latent enthalten ist, besonders deutlich: Der in der Psychoanalyse Freuds und Lacans enthaltene Definition der Frau als defizitär wird eine Positivierung des Weiblichen entgegengehalten, die nicht selten auf Wünsche und Phantasien rekurriert, die an die Mutter gebunden sind und z. B. uneigennützig Liebe, Geben ohne zu nehmen, konfliktfreie und sprachlose Zuneigung und Nähe enthalten. Damit haben diese Ansätze entgegen ihrer Intention eine Nähe zu traditionellen Weiblichkeits- und Mutterbildern.

Entstehungsbedingungen von Männlichkeit

Eine der wenigen Studien, die sich in den 1970er Jahren ausführlich mit männlicher Identität beschäftigt hat, ist die von Klaus Theweleit über *Männerphantasien* (1977/1978). Sie wurde in der westdeutschen Öffentlichkeit breit rezipiert und insbesondere in den sich im Gefolge der Frauenbewegung in einigen Städten bildenden kritischen ›Männergruppen‹ diskutiert. Theweleit versucht – sich eher assoziativ auf unterschiedliche Elemente der Freudschen theoretischen Annahmen beziehend – am Beispiel faschistischer Männlichkeit zentrale Elemente der Herausbildung männlicher Identität generell zu beschreiben. Zentral ist für ihn die Annahme, daß Männlichkeit sich unter gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen Frauen die ersten wichtigen Bezugspersonen für ihre Kinder sind, als Abwehrreaktion gegen Weiblichkeit entwickelt. Damit argumentiert er ähnlich wie Nancy Chodorow, jedoch sehr viel zugespitzter die problematischen Seiten einer solchen Identitätsbildung betonend. Angenommen wird eine Haßliebe gegen das Weibliche, gegen dessen Verlockungen sich der Mann

mit einem ›Körperpanzer‹ ebenso zu schützen versucht wie gegen seine Wünsche nach Entgrenzung und Verschmelzung. Damit verbunden ist ein gespaltenes Frauenbild, das eine ›weiße‹, unschuldige Frau und eine bedrohlich sexualisierte, ›rote‹ Frau voneinander unterscheidet. Es entsteht ein paradoxer Zustand von Männlichkeit, in dem ein regressiver Wunsch nach Wiedervereinigung mit der ursprünglichen Weiblichkeit und eine aggressive Aufrichtung einer phallischen Identität zusammenkommen. Die Aggression, die mit dieser Form von Identität verbunden ist, richtet sich gleichermaßen gegen die Verlockungen des weiblichen Körpers wie gegen die eigenen Wünsche. Erst seit den 1990er Jahren sind Entwicklungsprozesse männlicher Identitäten dann wieder zum Zentrum psychoanalytischer Studien geworden.

Feministische Psychoanalyse und Frauenforschung zu Beginn der 1990er Jahre

Zu Beginn der 1990er Jahre gab es eine Reihe von psychoanalytisch orientierten Studien, die in der sich zunehmend an Universitäten und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen etablierenden feministischen Wissenschaft bzw. Frauenforschung verankert waren. Zu dieser Zeit wurden psychoanalytisch orientierte Argumentationen noch als ein produktiver Theoriestrang der feministischen Wissenschaft bzw. Frauenforschung angesehen. Im Lauf der 1990er Jahre verlagerten sich die theoretischen Bezüge jedoch hin zu theoretischen Ansätzen, in denen der starke Körperbezug der Psychoanalyse als problematisch angesehen wurde.

In der deutschsprachigen Frauenforschung hatte die 1990 erschienene Studie der US-amerikanischen Psychoanalytikerin Jessica Benjamin *Die Fesseln der Liebe* (1988/1990) große Bedeutung. Benjamin orientiert sich an einem Verständnis von Psychoanalyse, in dem sie die Freudschen triebtheoretischen Annahmen mit objekttheoretischen Positionen zu verbinden suchte. Im Vordergrund stehen jedoch objektbeziehungstheoretisch orientierte Argumentationen. Benjamins Analysen zielen insbesondere ab auf:

- eine an den Ergebnissen der neueren Säuglingsforschung orientierte Kritik an bisherigen theoretischen Positionen in der Psychoanalyse,
- eine Neuformulierung geschlechtsspezifischer Entwicklungen.

Benjamin zeigt, daß die bisher in psychoanalytischen Diskussionen vorherrschenden theoretischen Ansätze – und damit auch die feministisch orientier-

ten – zu einer Verfestigung von Mutterbildern beitragen, in denen Idealisierung und zugleich Entwertung des Weiblichen angelegt sind. Die Konzeptualisierung von Entwicklungsverläufen über eine Entgegensetzung von Symbiose, einem Einssein mit der Mutter, dem potentiell paradiesische Qualitäten zugesprochen werden, einerseits und Autonomie als schmerzlichem Prozeß der Ablösung von der Mutter andererseits, beinhaltet Phantasien von Mütterlichem, in denen eine eigene Subjektivität der Frauen, ein eigenes Leben keinen Raum haben: Verfestigt wird ein Bild des Mütterlichen als potentieller Quelle alles Guten, und – als Kehrseite nach den notwendigerweise sich einstellenden Enttäuschungen – auch als Ort alles Schlechten und Bösen. Benjamin entwickelt – gestützt auf Ergebnisse der in den USA insbesondere mit dem Namen von Daniel Stern verbundenen neueren Säuglingsforschung – ein anderes Konzept von individuellen Entwicklungen: ein Konzept, in dem ein lustvolles In-die-Welt-Gehen ebenso wichtig ist wie Verschmelzungerlebnisse mit der Mutter, in dem das Weggehen von der Mutter ebenso lustvoll sein kann wie die Nähe zu ihr. Eine solche Sichtweise auf Entwicklungen ermöglicht einen anderen Blick auf Mütter: Sie dürfen nicht nur ein eigenes Leben außerhalb des Kindes haben, es ist für glückliche kindliche Entwicklungen sogar erforderlich, daß Mütter sich als ›Andere‹, als Frauen mit einem ›eigenen Begehren‹, mit eigenen, vom Kind unabhängigen Wünschen und Interessen zeigen, denn nur so können Kinder das Glück genießen, mit einer äußeren, von ihnen unabhängigen Realität in Kontakt zu treten.

Von einer solchen neuen Sicht auf Mütter erhoffte Benjamin sich auch eine Veränderung geschlechtsspezifischer Entwicklungsverläufe. Damit richtete sie ihre Veränderungsperspektive nicht mehr nur – wie es bei den meisten der objektbeziehungstheoretisch orientierten Autorinnen der Fall war – auf eine Neuorganisation der Elternschaft, insbesondere die Beteiligung der Väter an der frühen Betreuung und Versorgung der Kinder, sondern auch auf eine Reformulierung des ›Mütterlichen‹. So zeigt Benjamin in ihren Analysen zu geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen, daß kulturelle Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit und die ihnen entsprechende auch innerpsychisch verankerte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern in individuellen Entwicklungsprozessen immer wieder eine Polarität der Geschlechter schaffen, in der die Spannung zwischen Autonomie und zugleich Angewiesensein auf andere nicht in jeder und jedem einzelnen ausbalanciert werden muß, sondern – indem beide Pole auf

unterschiedliche Geschlechter übertragen werden – Männer weiterhin für ›Autonomie‹, aktive Handlungsfähigkeit und ›Begehren‹ stehen und Frauen dementsprechend für ›Abhängigkeit‹ und mangelnde Subjektivität. Es ist das Verdienst dieser Studie, für zentrale frühe lebensgeschichtliche Phasen – z. B. die von der Psychoanalytikerin Margaret Mahler so genannte ›Wiederannäherungsphase‹ im Alter von 18 Monaten – gezeigt zu haben, wie die Entfaltung eines ›eigenen Begehrens‹ bei Mädchen schon früh gebremst und die Entwicklung illusionärer Autonomie bei Jungen gefördert wird. Ähnlich wie bei anderen objektbeziehungstheoretisch orientierten Autorinnen wird allerdings auch hier eine Reproduktion bestehender Geschlechterverhältnisse beschrieben, die wenig Differenzierungen innerhalb der Geschlechter zuläßt.

Ähnlich breit rezipiert wie Benjamins Studie wurde zu Beginn der 1990er Jahre in der deutschsprachigen Frauenforschung die Untersuchung der in Frankfurt am Main lehrenden Psychoanalytikerin Christa Rohde-Dachser *Expedition in den dunklen Kontinent* (1991). Rohde-Dachser erarbeitete eine umfassende Kritik an psychoanalytischen Konzepten zur weiblichen Entwicklung, in deren Zentrum die Auseinandersetzung mit Freuds Weiblichkeitstheorie steht. Mit dem methodischen Instrumentarium der Psychoanalyse – der tiefenhermeneutischen Textinterpretation – werden von ihr die unbewußten Gehalte theoretischer psychoanalytischer Texte herausgearbeitet. Bezogen auf Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung kann sie zeigen, daß die ihr zugrundeliegenden unbewußten Phantasien geprägt sind von für Männer spezifischen Wünschen und Ängsten und wesentlich die Funktion haben, die Vorstellung von männlicher Einzigartigkeit und Überlegenheit zu stützen. Deutlich wird, daß die den psychoanalytischen Diskurs fundierenden Phantasien dem gleichen kollektiven Unbewußten entstammen, auf dem auch die Weiblichkeitsbestimmungen der patriarchalischen Gesellschaft und das patriarchalische Geschlechterverhältnis beruhen. Rohde-Dachser Ansatz, die theoretischen Texten zugrundeliegenden unbewußten Phantasien herauszuarbeiten, hat der Frauenforschung zu Beginn der 1990er Jahre neue und produktive Perspektiven auf Möglichkeiten einer kritischen Analyse wissenschaftlicher Produktionen eröffnet. Deutlich wurde, wie stark die bestehenden Geschlechterverhältnisse fundierenden psychischen Strukturen auch wissenschaftliche Erkenntnismöglichkeiten – auch die der Frauen – prägen.

Eine andere zu Beginn der 1990er Jahre in der

deutschsprachigen Frauenforschung rezipierte Studie setzt sich noch einmal intensiv mit Freuds Annahmen zur weiblichen und männlichen Entwicklung und dem Konzept des ›Penisneides‹ von Mädchen auseinander. Die amerikanische Psychoanalytikerin Irene Fast fand in ihrer Untersuchung *Von der Einheit zur Differenz* (1984/1991) einen Weg, die Entwicklung beider Geschlechter gleichermaßen ins Auge zu fassen und zu zeigen, daß für Kinder beiderlei Geschlechts das Bewußtwerden der anatomischen Geschlechtsunterschiede im zweiten Lebensjahr mit der Kränkung verbunden ist, über nur ein Geschlecht zu verfügen, und den entsprechenden Neid auf das andere Geschlecht zur Folge hat. Damit wurden die Diskussionen um die Freudschen Annahmen zur weiblichen Entwicklung entdramatisiert: Fast gelang es, Erfahrungen von Kränkung und Neid auf das jeweils andere Geschlecht als konstitutiv für Entwicklungsprozesse von Mädchen und Jungen aufzuzeigen und so die Blickrichtung auf beide Geschlechter zu erweitern – eine Perspektive, die in den 1990er Jahren in der Frauenforschung zunehmend an Bedeutung gewann und zu einer Veränderung der Benennung dieser Forschungsrichtung in ›Frauen- und Geschlechterforschung‹, ›Geschlechterforschung‹ oder ›gender studies‹ führte.

Die Dominanz dekonstruktivistischer Perspektiven in der Frauen- und Geschlechterforschung und der Bedeutungsverlust der Psychoanalyse in den 1990er Jahren

Im Verlauf der 1990er Jahre wurden feministische theoretische Ansätze, in denen der Nachweis von Differenzen zwischen Frauen und Männern im Zentrum stehen, zunehmend kritisiert. Das betraf auch die an einer feministischen Reformulierung psychoanalytischer Konzeptionen interessierten objektbeziehungstheoretischen Analysen zu geschlechtsspezifischen Entwicklungsverläufen und die an der Lacanschen Psychoanalyse orientierten Argumentationen. Im Zentrum der Kritik stand die schon im Ansatz dieser Forschungsrichtung angelegte Tendenz, die beiden Geschlechtergruppen ›Frauen‹ und ›Männer‹ ohne interne Differenzierungen einander gegenüberzustellen, damit unzulässige Verallgemeinerungen zu formulieren und binäre, polarisierende Geschlechterkonstruktionen festzuschreiben. Dagegengesetzt wurde eine Perspektive, die die Annahme einer Zweigeschlechtlichkeit, von zwei und nur zwei Geschlechtern, selbst als soziale Konstruktion, als Ergebnis gesellschaftlicher und kultureller Definitionen und

Konventionen sieht. In bundesrepublikanischen feministischen wissenschaftlichen Arbeiten stehen zwei unterschiedliche theoretische Ansätze – die sich beide auf angloamerikanische Diskussionen beziehen – im Zentrum dieser als ›dekonstruktivistisch‹ bezeichneten, weil auf die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit zielenden, Debatten:

- eine interaktionstheoretisch fundierte Sichtweise, die die Zweigeschlechtlichkeit als Ergebnis sozialer Zuschreibungs- und Darstellungsprozesse, eines ›doing gender‹ in sozialen Interaktionen begreift (Gildemeister/Wetterer 1992),
- ein diskurstheoretisch orientierter Ansatz, der mit dem Namen von Judith Butler (1993/1995) verbunden ist und von der Annahme ausgeht, daß ›Geschlecht‹ und ›Zweigeschlechtlichkeit‹ allein das Ergebnis entsprechender gesellschaftlicher Diskurse, d.h. vornehmlich sprachlich organisierter Formen des Wissens sind.

Beide Ansätze verfolgen eine radikal auf die Bedeutung sozialer und kultureller Deutungen und Definitionen zielende Sichtweise: Die Dimension innerer Entwicklungen, psychischer Strukturen und Prozesse sowie geschlechtlicher Körperlichkeit mit den an sie geknüpften unbewußten Wünschen, Phantasien und Ängsten – zentrale Themen psychoanalytisch orientierter Forschungen – haben darin wenig Raum. So haben sich im Lauf der 1990er Jahre feministische Diskussionen und psychoanalytische Theoriebildungsprozesse auseinanderentwickelt. Es gibt weiterhin wichtige psychoanalytische Forschungen unter einer Geschlechterperspektive, aber diese sind kaum mehr – wie noch bis zu Beginn der 1990er Jahre – von Bedeutung für feministische und Gender-Debatten. Den Versuch einer Vermittlung beider Positionen unternimmt Nancy Chodorow (1999/2001) in einer Studie, in der sie die Bedeutung kultureller Definitionen und Konstruktionen für die Ausgestaltung unbewußter Dynamiken hervorhebt, in der sie umgekehrt aber auch auf die Relevanz der Dimension des Innerpsychischen für kulturelle und gesellschaftliche Prozesse hinweist (vgl. Liebsch 1997; Winterhager-Schmid 2004). Aus der Perspektive der Lacanschen Psychoanalyse verknüpfte Barbara Rendtorff (1996) dekonstruktivistische Annahmen zur Geschlechterdifferenz mit der insbesondere für die ödipale Phase als notwendig angesehenen Einsicht in die geschlechtliche Begrenztheit der eigenen Körperlichkeit, die zugleich die Konfrontation mit Nicht-Vollständigkeit, Vergänglichkeit, Abhängigkeit von anderen und der Unerfüllbarkeit des Begehrens bedeutet.

Psychoanalyse und Genderforschung seit den 1990er Jahren

Psychoanalytische Forschungen unter einer Geschlechterperspektive wurden in den 1990er Jahren zunächst überwiegend von Frauen und bezogen auf Probleme und Themen der Entwicklung von Mädchen durchgeführt. Zunehmend haben dann auch Männer über Prozesse der Entwicklung von Jungen gearbeitet.

Es erschien eine Reihe von wichtigen Studien, die sich mit bisher vernachlässigten Aspekten der Entwicklung von Mädchen beschäftigten. Sexualität und Körperlichkeit – in früheren Untersuchungen wie denen von Chodorow (1978/1985) und Benjamin (1988/1990) durch die für sie spezifische theoretische Orientierung ausgespart – wurden zu wichtigen Themen (zu entsprechenden Tendenzen in der Psychoanalyse generell vgl. Gast 1992). Dabei wurde auf neue Weise an Freudsche Ideen angeknüpft: Das von ihm entwickelte Konzept des »negativen Ödipuskomplex« (GW XIV, 517–537) wurde wieder aufgegriffen und damit die Annahme, daß die ödipale Phase auch die Liebe zum gleichgeschlechtlichen Elternteil und den eifersüchtigen Haß auf den gegengeschlechtlichen beinhaltet. Bezogen auf die entsprechenden Entwicklungen von Mädchen – die Freud ähnlich wie Jeanne Lampl-de Groot (1927) formulierte – wird angenommen, daß eine homosexuelle Orientierung an der Mutter den erotischen Wünschen an den Vater vorausgeht. Diese erotische Dimension in der Mutter-Tochter-Beziehung geriet dann aus dem Blickfeld psychoanalytischer Diskussionen, bis sie in den 1990er Jahren wieder aufgegriffen wurde. Sexuelle Entwicklungen werden – ähnlich wie bei Freud – nicht mehr nur als von heterosexuellen Wünschen und Phantasien geprägt gesehen: In der Entwicklung von Mädchen sind auf das eigene und das andere Geschlecht bezogene Wünsche und Phantasien gleichermaßen von Bedeutung. Dabei werden Entwicklungsprozesse in dieser Perspektive mitbeeinflusst von Tabuisierungen homosexueller Wünsche und Phantasien. Karin Bell spricht vom »erotischen Glanz im Auge der Mutter«, der die frühe Lust der Tochter an ihrem Körper bestätigen könnte, der oft aber fehlt, weil Schamgefühle und homosexuelle Ängste dominieren (Bell 1991; vgl. auch Flaake 1992; Moré 1997).

Unter dem Stichwort »lesbischer Komplex« untersuchte Eva Poluda-Korte (1993) für die ödipale Phase – deren Beginn sie mit Melanie Klein sehr früh, ab dem ersten Lebensjahr ansetzt – das Schicksal des auf die Mutter gerichteten aktiven erotischen Werbens

von kleinen Mädchen. Da nur wenige Mütter – wesentlich aufgrund homoerotischer Tabus – bestätigend und liebevoll mit dem aktiven Werben ihrer kleinen Tochter umgehen können, erhalten die Reaktionen der Väter auf das sich entfaltende Begehren der Tochter eine große Bedeutung. Poluda-Korte vermutet, daß ein Mädchen die »heterosexuelle Verkehrsordnung«, mit der sie in der ödipalen Phase konfrontiert wird – die Mutter wehrt das erotische Werben ihrer kleinen Tochter ab und bezieht sich erotisch und sexuell nur auf den Mann –, als starke Kränkung von seiten der Mutter erlebt, als eine entwertende Zurückweisung, die auch Folgen für das Selbstbewußtsein hat (vgl. Heigl-Evers/Weidenhammer 1988). Eine alle Entwicklungsphasen umfassende und sich intensiv auch mit den Freudschen Annahmen auseinandersetzende Darstellung der homoerotischen Wünsche, Phantasien und Ängste in der Mutter-Tochter-Beziehung wurde von Johanna Schäfer (1999) vorgelegt (vgl. auch Koellreuter 2000).

Eine andere in bisherigen Studien vernachlässigte Dimension in der Entwicklung von Mädchen war die der Aggression. Formulierte Margarete Mitscherlich (1985) noch ihre These von der »friedfertigen Frau«, so standen in den 1990er Jahren auch die bedrohlichen, zerstörerischen Potentiale weiblicher Aggressivität im Zentrum (Hamburger Arbeitskreis für Psychoanalyse und Feminismus 1995; vgl. Christian-Widmaier 2000). In einer umfassenden Studie zum Thema zeigt Tamara Musfeld (1997) die aus der Mutter-Tochter-Beziehung stammenden unbewußten Phantasien auf, die Aggression mit archaischen vernichtenden Qualitäten ausstatten und verhindern, daß sie produktiv genutzt werden kann als Kraft für ein eigenes Wünschen und Wollen, für eine aktive Handlungsfähigkeit.

Verbunden mit der Wiederentdeckung von Körperlichkeit, Sexualität und Erotik in der Entwicklung von Mädchen rückte eine lebensgeschichtliche Phase ins Zentrum des Interesses, die für entsprechende Entwicklungen eine große Bedeutung hat: die Adoleszenz, die Zeit des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsensein, zum Frausein, in der Geschlechtlichkeit, Sexualität und weibliche Körperlichkeit zu zentralen Themen werden. Es erschienen einige Studien, die sowohl die mit den körperlichen Veränderungen, z.B. der ersten Menstruation verbundenen Wünsche, Phantasien und Ängste untersuchten als auch die Einbindungen dieser Entwicklungen in bestimmte soziale Definitionen und Bewertungen darstellen, durch die gesellschaftliche Weiblichkeitsbilder die Körperwahrnehmung und

das Körpererleben prägen, und auf diese Weise in der Adoleszenz »in den Leib geschrieben« werden (Dalsimer 1986/1993; die Beiträge in Flaake/King 1992; Flaake 2001; King 2002; Waldeck 1988).

Um die Möglichkeiten der Aneignung des »inneren Geschlechts«, des »genitalen Innenraums« mit seinen schöpferischen Potenzen geht es in einer umfassenden Studie von Vera King (1995). Ausgangspunkt ist eine intensive Auseinandersetzung mit Freuds Fallgeschichte der »Dora« (GW V, 161–286). Auf dieser Basis wird die Bewegung von Erkenntnis und Abwehr von Erkenntnis, die »halbierte Aufklärung im Ursprung der Psychoanalyse« (King 1995, 1 ff.), die in Freuds Weiblichkeitstheorie zum Ausdruck kommt, rekonstruiert und die Nähe zu seinen eigenen adoleszenten Themen aufgezeigt, die eine narzißtische Verabsolutierung des eigenen Geschlechts, die Dominanz eingeschlechtlicher Schöpfungsphantasien und die angstbesetzte und ambivalente Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht zur Folge hatte. Zugleich werden für die weibliche Adoleszenz am Beispiel der Fallgeschichte der »Dora« die Bedeutung der schöpferischen Potenzen des weiblichen innergenitalen Raums und die Notwendigkeit entsprechender Aneignungsprozesse in der Adoleszenz beschrieben.

Vereinzelt haben immer auch Männer zu Problemen der männlichen Entwicklung und Aspekten des Geschlechterverhältnisses gearbeitet (vgl. die zusammenfassende Darstellung in Mertens 1992/1993, zudem z. B. Benz 1989; Bosse 1994; Reiche 1990), seit Ende der 1990er Jahre gibt es jedoch vermehrt entsprechende Studien, die diesen bisher in der Genderforschung unterrepräsentierten Bereich auszufüllen beginnen. Deutlich wird dabei, daß die Psychoanalyse zwar dazu tendiert hat, den männlichen Körper und die männliche Entwicklung zur Norm zu erheben und Weibliches demgegenüber als defizitär zu erklären, daß in einer solchen Perspektive aber nicht nur weibliche Entwicklungen, sondern auch männliche nicht angemessen begriffen werden können.

In Studien zu männlichen Entwicklungen stehen wesentlich zwei Themen im Vordergrund:

- die Vater-Sohn-Beziehung,
 - die Verknüpfung von Männlichkeit mit Gewalt.
- Mit der Vater-Sohn-Beziehung haben sich insbesondere Peter Blos (1985/1990), Lothar Schon (2000) und Josef Christian Aigner (2001) auseinandergesetzt. Im Vordergrund steht dabei der Aspekt eines Mangels in dieser Beziehung: Es geht um die *Sehnsucht nach dem Vater* (Schon 2000), zum Thema wird *Der ferne Vater* (Aigner 2001). Einig sind sich die Au-

toren in der Betonung der potentiell positiven Funktionen von Vätern im Prozeß des Heranwachsens ihrer Söhne und der Notwendigkeit einer stärkeren Präsenz, die nicht nur auf äußere Anwesenheit, sondern auf emotionale Anteilnahme abzielt. Vor diesem Hintergrund konzeptualisiert Blos (1985/1990) verschiedene Vater Typen in Abhängigkeit vom Entwicklungsstadium des Sohnes. Schon (2000) beschreibt – auf der Basis der Erfahrungen von Jungen und Männern mit nicht oder kaum anwesenden Vätern – für unterschiedliche Lebensgeschichtliche Phasen die positiven Funktionen einer väterlichen Präsenz. Aigner (2001) erarbeitet – in intensiver Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Annahmen zur Vater-Sohn-Beziehung beginnend bei Freud – theoretische Annahmen zu neuen Väterlichkeitsdimensionen in präödiptalen und ödiptalen Entwicklungsphasen. Dabei bezieht er sich – ähnlich wie Psychoanalytikerinnen hinsichtlich der weiblichen Entwicklung – positiv auf Freuds Konzept des »negativen Ödipuskomplexes«, in dem für Jungen die zärtliche, erotisch gefärbte Haltung gegenüber dem Vater betont wird, hält jedoch eine Definition dieser Gefühle als »feminin« – wie es bei Freud geschieht – für problematisch, da sie Geschlechterpolaritäten verstärkt und einer Integration solcher homoerotischen Beziehungsqualitäten in positiv besetzte Männlichkeitsbilder entgegensteht.

In einem zweiten Schwerpunkt der auf männliche Entwicklungen bezogenen Forschungen geht es – wie schon ähnlich bei Theweleit (1977/1978) – um die Verknüpfung von männlicher Geschlechtsidentität mit Gewalt. Die umfassendste Studie zu diesem Thema ist dabei die von Rolf Pohl (2004; zum Thema vgl. auch Königseder 2003; Nitzschke 2003). Pohl analysiert die Konstitution der männlichen Sexualität im Medium primärer Objekterfahrungen und verbindet damit triebtheoretisch orientierte mit objektbeziehungstheoretischen Annahmen. Gezeigt wird, daß für männliche Geschlechtsidentität unter den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen eine ambivalente bis feindselige Einstellung zu Frauen kennzeichnend ist. Weibliches wird unbewußt als Bedrohung erlebt und deshalb abgewehrt, Sexualität erhält eine phallisch-aggressive Ausrichtung. Sexualität und Aggressivität sind damit untrennbar miteinander verwoben und haben so eine latente Nähe zu Gewalt und Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen. Diese entspringt einer aus Begierde, Angst, Neid, Wut und Haß bestimmten unbewußten Einstellung zum Weiblichen. Pohl illustriert die Verflechtung von männlicher Sexualität und Aggressivität am Beispiel der Massenvergewaltigungen in Kriegen des 20. und

21. Jh.s und stellt damit einen aktuellen politischen Bezug her, der das produktive Potential dieser psychoanalytischen, auf die Untersuchung männlicher Geschlechtsidentität bezogenen Forschungsrichtung der Gender Studies zeigt.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß eine psychoanalytische Orientierung, wie sie von Freuds theoretischen Konzepten ihren Ausgangspunkt genommen hat, in der Genderforschung seit den 1990er Jahren zwar nicht mehr die Bedeutung hat, wie sie für die Frauen- und Geschlechterforschung in der zweiten Hälfte der 1970er bis Anfang der 1990er Jahre kennzeichnend war, daß sie aber – wenn auch neben anderen, z. T. dominanteren theoretischen Ansätzen – immer noch wichtige Beiträge zum Verständnis von Geschlechterverhältnissen und geschlechtlichen Identitäten liefert. Kontrovers diskutiert wurden immer wieder Freuds Annahmen zur weiblichen Entwicklung, zunehmend bedeutsam geworden ist jedoch eine Perspektive, in der an Kernstücke Freudscher theoretischer Konzepte angeknüpft wird, um aktuelle Themen zu bearbeiten. Dazu gehören z. B. die systematische Berücksichtigung auch homoerotischer Wünsche und Phantasien im Verlauf der Entwicklung von Mädchen und Jungen, insbesondere aber die Annahme eines Unbewußten, einer Dimension menschlichen Verhaltens und Handelns jenseits bewußter Intentionen, durch die sich auch auf das Geschlechterverhältnis bezogene Veränderungen oft als schwieriger erweisen, als es den explizit formulierbaren Vorstellungen von Frauen und Männern entspricht.

Literatur

- Aigner, Josef Christian: *Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex*. Gießen 2001.
- Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg 1951 (frz. 1949).
- Bell, Karin: »Aspekte weiblicher Entwicklung«. In: *Forum der Psychoanalyse* 7 (1991), 111–126.
- Benjamin, Jessica: *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Basel/Frankfurt a.M. 1990 (engl. 1988).
- Benz, Andreas: »Weibliche Unerschöpflichkeit und männliche Erschöpfbarkeit: Gebärneid der Männer und der Myelos-Mythos«. In: Lillian Rotter: *Sex-Appeal und männliche Ohnmacht*. Hg. von Andreas Benz. Freiburg i.Br. 1989.
- Berger, Margarete: »Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht ...«. Über Texte zu Töchtern und Vätern. In: M. Berger/I. Wiese (Hg.): *Geschlecht und Gewalt*. Psychoanalytische Blätter. Bd. 4. Göttingen/Zürich 1996, 120–160.
- Blos, Peter: *Sohn und Vater. Diesseits und jenseits des Ödipuskomplexes*. Stuttgart 1990 (engl. 1985).
- Bosse, Hans: *Der fremde Mann. Jugend, Männlichkeit, Macht. Eine Ethnoanalyse*. Unter Mitarbeit von Werner Knauss. Frankfurt a.M. 1994.

- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a.M. 1995 (engl. 1993).
- Chasseguet-Smirgel, Janine (Hg.): *Psychoanalyse der weiblichen Sexualität*. Frankfurt a.M. 1974 (frz. 1964).
- Chodorow, Nancy J.: *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München 1985 (engl. 1978).
- : *Die Macht der Gefühle. Subjekt und Bedeutung in Psychoanalyse, Geschlecht und Kultur*. Stuttgart 2002 (engl. 1999).
- Christian-Widmaier, Petra: Aggression in Frau-Frau-Analysen. In: *Forum der Psychoanalyse* 16 (2000), 231–246.
- Cixous, Hélène: Schreiben und Begehren. In: *Alternative* 19 (1976), 155–159 (frz. 1974).
- : Schreiben, Feminität, Veränderung. In: *Alternative* 19 (1976), 134–147 (frz. 1975).
- Dalsimer, Katherine: *Vom Mädchen zur Frau. Literarische Darstellungen – psychoanalytisch betrachtet*. Berlin/Heidelberg 1993 (engl. 1986).
- Dinnerstein, Dorothy: *Das Arrangement der Geschlechter*. Stuttgart 1979 (engl. 1976).
- Fast, Irene: *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität*. Berlin/Heidelberg/New York 1991 (engl. 1984).
- Firestone, Shulamith: *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*. Frankfurt a.M. 1975 (engl. 1970).
- Flaake, Karin/Vera King (Hg.): *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt a.M./New York 1992.
- Flaake, Karin: Ein Körper für sich allein. Sexuelle Entwicklungen und körperliche Weiblichkeit in der Mutter-Tochter-Beziehung. In: *Psyche* 46 (1992), 642–652.
- : *Körper, Sexualität und Geschlecht. Studien zur Adoleszenz junger Frauen*. Gießen 2001.
- Friedan, Betty: *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau. Ein Emanzipationskonzept*. Reinbek 1970 (engl. 1963).
- Gambaroff, Marina: *Utopie der Treue*. Reinbek 1984.
- Gast, Lilli: Libido und Narzißismus. *Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung*. Tübingen 1992.
- Gildemeister, Regine/Angelika Wetterer: »Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung«. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg i.Br. 1992, 201–254.
- Hagemann-White, Carol: *Frauenbewegung und Psychoanalyse*. Basel/Frankfurt a.M. 1979.
- Hamburger Arbeitskreis für Psychoanalyse und Feminismus (Hg.): *Evas Biß. Weibliche Aggressivität und ihre Wirklichkeiten*. Freiburg i.Br. 1995.
- Heigl-Evers, Annelise/Brigitte Weidenhammer: *Der Körper als Bedeutungslandschaft. Die unbewußte Organisation der weiblichen Geschlechtsidentität*. Bern/Stuttgart/Toronto 1988.
- Irigaray, Luce: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt a.M. 1980 (frz. 1974).
- : *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin 1979 (frz. 1977).
- : *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt a.M. 1991 (frz. 1984).
- : *Genealogie der Geschlechter*. Freiburg i.Br. 1989 (frz. 1987).
- : *Zur Geschlechterdifferenz. Interviews und Vorträge*. Wien 1987.
- King, Vera: *Die Urszene der Psychoanalyse. Adoleszenz und Geschlechterspannung im Fall Dora*. Stuttgart 1995.
- : *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. Opladen 2002.

- Koellreuter, Anna: *Das Tabu des Begehrens. Zur Verflüchtigung des Sexuellen in Theorie und Praxis der feministischen Psychoanalyse*. Gießen 2000.
- Königseder, Karl: Der bedrohte Mann. Männlichkeit und Destruktivität. In: Sylvia von Arx u. a. (Hg.): *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche*. Tübingen 2003, 119–140.
- Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt a. M. 1978 (frz. 1974).
- : Produktivität der Frau. In: *alternative* 108/109 (1976), 166–172 (frz. 1975).
- : *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a. M. 1990 (frz. 1988).
- Lampl-de Groot, Jeanne: Zur Entwicklungsgeschichte des Ödipuskomplexes der Frau. In: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 13 (1927), 269–282.
- Liebsch, Katharina: *Vom Weib zur Weiblichkeit? Psychoanalytische Konstruktionen in feministischer Theorie*. Bielefeld 1994.
- : Wie werden Geschlechtsidentitäten konstruiert? Überlegungen zum Verschwinden der Psychoanalyse aus der Geschlechterforschung. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* 1+2 (1997), 6–16.
- Mertens, Wolfgang: *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*. Bd. 1 und 2, Stuttgart 1992/1993.
- Millett, Kate: *Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*. München 1971 (engl. 1969).
- Mitchell, Juliet: *Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung*. Frankfurt a. M. 1976 (engl. 1974).
- Mitscherlich-Nielsen, Margarete: »Psychoanalyse und weibliche Sexualität«. In: *Psyche* 29 (1975), 769–788.
- : »Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit«. In: *Psyche* 32 (1978), 669–440.
- : *Die friedfertige Frau*. Frankfurt a. M. 1985.
- Moré, Angela: Die Bedeutung der Genitalien in der Entwicklung von (Körper)Selbstbild und Wirklichkeitssinn. In: *Forum der Psychoanalyse* 4 (1997), 312–337.
- Musfeld, Tamara: *Im Schatten der Weiblichkeit. Über die Fesselung weiblicher Kraft und Potenz durch das Tabu der Aggression*. Tübingen 1997.
- Nitzschke, Bernd: Kastrationsangst und phallischer Triumph. Anmerkungen zu Sigmund Freuds Männlichkeitskonstruktion. In: Sylvia von Arx u. a. (Hg.): *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche*. Tübingen 2003, 49–66.
- Olivier, Christiane: *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*. München 1984 (frz. 1980).
- Pohl, Rolf: *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover 2004.
- Poluda-Korte, Eva S.: »Der ›lesbische Komplex‹. Das homosexuelle Tabu und die Weiblichkeit«. In: Eva Maria Alves: *Stumme Liebe. Der ›lesbische Komplex‹ in der Psychoanalyse*. Freiburg i.Br. 1993, 73–132.
- Reiche, Reimut: *Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung*. Frankfurt a. M. 1990.
- Rendtorff, Barbara: *Geschlecht und symbolische Kastration. Über Körper, Matrix, Tod und Wissen*. Königstein/Taunus 1996.
- Rohde-Dachser, Christa: *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Berlin/Heidelberg/New York 1991.
- Schäfer, Johanna: *Vergessene Sehnsucht. Der negative weibliche Ödipuskomplex in der Psychoanalyse*. Göttingen 1999.
- Schlesier, Renate: *Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud*. Frankfurt a. M. 1981.
- Schmauch, Ulrike: *Anatomie und Schicksal. Zur Psychoanalyse der frühen Geschlechtersozialisation*. Frankfurt a. M. 1987.
- Schon, Lothar: *Sehnsucht nach dem Vater. Die Dynamik der Vater-Sohn-Beziehung*. Stuttgart 2000.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien*. 2 Bde. Basel/Frankfurt a. M. 1977/1978.
- Waldeck, Ruth: »Der rote Fleck im dunklen Kontinent«. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 1 und 2 (1988), 189–205; 337–350.
- Winterhager-Schmid, Luise: Geschlecht als psychische Realität – Psychoanalytische Beiträge. In: Edith Glaser u. a. (Hg.): *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn 2004, 127–146.

Karin Flaake